

# Vorsicht Falle!

Von Architektur und dem Verlust biologischer Vielfalt



Für sie muss es kein Biotop aus dem Bilderbuch sein: Der Nachtigall genügt ein feuchtes, verwildertes Gebüsch in einem Gewerbegebiet; gegen den Umgebungslärm singt sie an. (Foto: Joachim Achtzehn)

Der Oberbürgermeister ist grün und auch die Stadt ist es an vielen Stellen, nicht aber der Schauplatz der folgenden Begebenheit: ein ökologischer Brennpunkt zwischen Bundesstraßen, Bürogebäuden, Discountern und Gewerbebetrieben. VON WILHELM BREUER

**G**egen die sterile Tristesse des bebauten Geländes mit hart umkämpften Stellplätzen für Autos erhebt sich aus gebrochenem Asphalt nur der unbändige Protest des Löwenzahns. Wozu so viel spontane grüne Anarchie langfristig führen kann, war bis zum letzten September anzuschauen: Am Rand des Grundstücks mit einem rasch hochgezogenen Bürogebäude hatte sich über die Jahre, dem unaufhörlichen Straßenlärm trotzend, ein Streifen wilder Gehölze etabliert und darin die Habitate von gewiss zehn Paaren Gebüschbrütern. Allesamt Allerweltsarten von A wie Amsel bis Z wie Zilpzalp; um sie alle beim Namen zu nennen: Grünfink, Heckenbraunelle, Dorn- und Mönchsgrasmücke, Rotkehlchen, Singdrossel und Zaunkönig; manche mit mehr als nur einem Paar.

Im letzten September, die Brutzeit war noch nicht zu Ende, räumten Bagger den ungeplanten Lebensraum ab, rissen ihn aus mit Stumpf und Stiel, luden Erdreich und Bewuchs auf Laster, die den Abraum abtransportierten als sei er Müll, um ihn wer weiß wo zu verkippen. Dann ist das ent-

blößte Areal planiert und schließlich Rasen eingesät worden. Jetzt schaut man auf einen verrosteten, zuvor von Grün gnädig kaschierten Metallgitterzaun, der das Gelände von der parallel verlaufenden Bundesstraße trennt, und am Gebäude bricht sich der Verkehrslärm, den zuvor die Gehölze gemindert hatten. So ist es hier heuer lauter denn je, aber der Frühling stumm wie nie. Auch der Winter war still, weil es an den Rotkehlchen und Heckenbraunellen fehlte, die selbst bei Schnee und Frost mitteilnehmend sind. Der menschliche Ordnungswille hat strenger als der härteste Winter die Sänger in die Flucht geschlagen und ihnen das Revier genommen. Rückkehr ausgeschlossen.

## Aus Mangel an Beweisen

Verstieß die Aktion nicht gegen gleich drei natur- und artenschutzrechtliche Vorschriften? Eine nicht leichte Prüfungsfrage im Fach Naturschutzrecht. Aber mochte man bei einer solchen Petitesse eine Ordnungsbehörde bitten, dem

Frevel nachzugehen? Sind die Naturschutzbehörden nicht mit ungleich drängenderen Aufgaben schon überlastet? Und hatte der freundliche Immobilieneigentümer auf meine bohrenden Fragen hin nicht beteuert, die beauftragte Firma habe nur Unkraut beseitigen sollen? Was hatte ich schon in der Hand? Eine fachgerechte Bestandsaufnahme der Brutvögel jedenfalls nicht und erst recht keinen Beweis, dass auch nur ein Vogel hatte Leib und Leben lassen müssen. Was hätte ich – bestenfalls und womöglich erst nach langwierigen bürokratischen Anstrengungen und juristischen Auseinandersetzungen – erreichen können? Vielleicht die angeordnete Pflanzung einiger Büsche und Bäumchen aus normierter Baumschulware. Und sollte ein Mitarbeiter der Dienststelle, die im Gebäude des besagten Eigentümers Mieter ist, viel Aufhebens machen um diese Sache? Stattdessen nahm ich leise Abschied vom verklungenen Vogelgesang, der mich so oft umfing, wenn ich morgens das Gelände betrat und es abends verließ.

Gefiederten Sängern begegne ich auf diesem Gelände noch hin und wieder – vorzugsweise in der Frühe während der Zeit des Herbst- und Frühjahrszuges. Nämlich den Vögeln, die an der mit Glas und Aluminium komplett verspiegelten Fassade der Dienststelle nachts oder gar am helllichten Tag zu Tode kommen. Die von mir beiläufig geführte, gewiss unvollständige Opferliste umfasst bis heute einundzwanzig Arten, häufige wie die Blaumeise und weniger häufige wie die Nachtigall. Von manchen mehrere Individuen, so von der Rotdrossel gleich einen ganzen Schwarm. Aufgeklebte schwarze Vogel-Silhouetten bewirken leider nichts. Einmal lag ein Braunkehlchen wie tot vor der gläsernen Fassade. Im ruhigen Dunkel eines Kartons geborgen, kam es zu sich. Am Stadtrand in Freiheit gesetzt, flog es fort mit ungewissem Schicksal. Denn wie folgenschwer der Aufprall war, wer weiß das schon? Beim Fund einer Waldschnepfe rechnete ich das Unglück mir zum Trost anhand der rund 10.000 toten Schnepfen klein – der langen Jagdstrecke deutschen Waidwerks in einem jeden Jahr. Kürzlich lag erneut eine Waldschnepfe vor dem Objekt, äußerlich unversehrt und schön wie aus dem Stilleben eines flämischen Meisters. Ein vogelsicheres Umrüsten ist wegen der Größe des Gebäudes praktisch aussichtslos und rechtlich nicht verlangt; dafür sind die Verluste zu gering. Kein signifikant erhöhtes Tötungsrisiko, könnte man sagen. Das Gebäude ist ein Point of no Return. Kalt, abweisend und obendrein ohne die kleinste Nische, in der ein Hausrotschwanz oder die Bachstelze brüten, der Kleine Fuchs überwintern oder eine Zwergfledermaus sich verstecken könnte. Schon der Tag des Bezugs der neuen Dienststelle verhieß keinen Sinn für Ökologisches. Lastwagen fuhren vor, schon damals wie aus der Zeit gefallen, mit Torf

aus Osteuropa. Es folgten Rhododendren aus dem Oldenburgischen. Sie sind bald verdorrt, jüngst gerodet und von einer Monokultur Liguster ersetzt worden.

## Vogelleichen haufenweise

Außergewöhnlich ist das alles nicht; es ist Normalität und eine der banalen Ursachen für den Verlust biologischer Vielfalt. An gläsernen Fassaden sterben in Deutschland jährlich Millionen Vögel. Der Berliner Hauptstadtflughafen beispielsweise gilt Ornithologen als Vogeltotenhaus. Nach mancher Zugnacht kann man Vogelleichen haufenweise auffegen. Fotos stehen im Netz. Verluste, die bei einer umsichtigen Planung vermeidbar gewesen wären und teuer zu Buche schlagen, würden sich die Verantwortlichen des Problems annehmen.

Wenn die hier erzählte Geschichte aus dem Rahmen fällt, dann nur deshalb, weil in besagter Dienststelle eine 57 Seiten starke Broschüre mit dem Titel *Vogelfreundliches Bauen mit Glas und Licht* erhältlich ist und in diesem Gebäude eine Landesbehörde für Naturschutz und Staatliche Vogelschutzwarde untergebracht sind. Jahrzehnte zuvor waren sie in einem ehemaligen Krankenhaus, Jahre später in einer ausgedienten Kaserne untergekommen. Keine schlechten Adressen für eine Dienststelle des Naturschutzes, geht es doch auch darin ums Heilen und Verteidigen. Damals hatten die Angestellten die Liegenschaften nach eigenen Plänen eigenhändig ökologisch umgestaltet – aus Idealismus, mit Begeisterung und Erfolg. Was könnte erreicht werden, ließe man auf urbanen Freiflächen eine Spur Wildnis zu, würde man vogelfreundlich bauen und bei Neubauten und Gebäudesanierungen nur ein Promille der Investitionskosten für den Artenschutz verwenden. Der Gesetzgeber hat erst kürzlich, nicht gerade zum Besten, das Bundesnaturschutzgesetz verändert, eine solche Regelung aber nicht getroffen. Vielleicht, weil sie gemessen an deutschen Weltrettungsmissionen bescheiden ist. ■

*Der Beitrag ist Dr. Hanns-Jörg Dahl gewidmet, der vor 50 Jahren in die niedersächsische Fachbehörde für Naturschutz eintrat, die er von 1991 bis 2004 leitete.*

**WILHELM BREUER** ist Dipl.-Ing. der Landschaftspflege und arbeitet seit 1984 im beruflichen Naturschutz, u. a. als Lehrbeauftragter für Naturschutzrecht an der Hochschule Osnabrück sowie als Geschäftsführer der Gesellschaft zur Erhaltung der Eulen e. V. in Bad Müntstereifel.



**„Längst überfällig: kein Architekturstudium ohne Artenschutz am Bau!“**